

# Das Gemeindegeld : Roman [Fortsetzung]

Autor(en): **Ebner-Eschenbach, Marie v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663517>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 15. November 1937

Heft 4

## An die Novembersonne.

Sonne, was machst du?  
Spät noch im Jahr  
Augelst und lachst du,  
Freundlich und klar.

Lockest die Bienen  
Wieder nach Seim,  
Weckest den grünen,  
Schlafenden Keim.

Linde im Alter  
Drängst du zu blühen,  
Spielende Falter  
Treibst du dahin.

Aber im Werben  
Hast du's bedacht,  
Daß sie zu sterben  
Nur sind erwacht?

Martin Greif.

## Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Die Hutweide lag in einer Niederung vor dem Dorfe, nicht weit vom Kirchhof, der ein längliches Viereck bildete und sich, von einer hohen, weißgetünchten Mauer umgeben, ins Feld hinein-streckte. Es war eine Nacht, so lau wie im Sommer, in unbestrittenem Glanz leuchtete der Mond, und die von seinem Licht übergossene Wiese glich einem ruhigen Wasserspiegel. Still weideten die Pferde. Pabel hatte sich in seiner Wächterhütte ausgestreckt, die Arme auf den Boden, das Gesicht auf die Hände gestemmt, und beobachtete seine Schutzbefohlenen. Die Fuchsstute des Bürgermeisters, die weißmähnige, war früher sein Liebling gewesen; seitdem er aber den Sohn des Bürgermeisters haßte, haßte er auch seine Fuchsstute. Sie kam, auf alte Freundschaft bauend, zutraulich daher, beschnupperte ihn und blies ihn an mit ihrem warmen Atem. Ein Fluch, ein derber Faustschlag auf die Nase war der Dank, den ihre Liebkosung ihr eintrug. Sie wich zurück, mehr verwundert als erschrocken, und Pabel drohte ihr nach. Er hätte alles von der Welt wegtilgen mögen, was mit seinem Nebenbuhler

im Zusammenhang stand. Das Versprechen der Vinska flößte ihm kein Vertrauen ein, es war viel zu rasch gegeben worden, viel zu sehr in der Weise, in der man ein ungestümes Kind beschwichtigt.

Sie will kein Geschrei, kein Aufsehen, sie tut ja seit einiger Zeit so ehrbar, hat ihr früheres übermütiges Wesen, ihre Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Leute abgelegt. Die Angst und Hast, mit der sie ausgerufen hatte: „Es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus,“ klang dem Pabel noch im Ohr. Er meinte, das Blatt an seiner Brust brenne; er griff danach und zernüllte es in der geballten Faust. Was brauchte sie ihm aber auch zu schreiben, die Mutter? Hatte sie noch nicht Schande genug über ihn gebracht? Sie stand zwischen ihm und allen andern Menschen. Zwischen ihm und die Vinska, die so viel bei ihm galt, sollte sie ihm nicht treten... In seinem tiefsten Innern glaubte, ja wußte er: seine Mutter hat das nicht getan, dessen man sie beschuldigt, und dennoch trieb ihn ein dunkler Instinkt, sich selbst zu über-



reden, es kann wohl sein... Und aus dem schwankenden Zweifel wuchs ein fester Entschluß hervor: „Ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben.“ Ihren Brief zerriß er in Fetzen. Auf dem letzten, den er in der Hand behielt, waren noch die Worte zu lesen: „Deine Mutter die ärmste auf der Welt...“ „Das bist du,“ mußte er doch etwas wehmütig berührt zugestehen, „das bist du von jeher gewesen...“ Ihre große Gestalt tauchte vor ihm auf in ihrem Ernst, in ihrer Schweigsamkeit. Abends erliegend unter der Last der Arbeit, der Not, der Mißhandlung, am Morgen wieder rastlos am Werke. Er sah sich als Kind an ihrer Seite, von ihrem Beispiel angeeifert, schon fast so still und so vertraut mit der Mühsal wie sie. Er erinnerte sich mancher derben Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren, und keiner einzigen Äußerung ihrer Zärtlichkeit... vieler jedoch ihrer stummen Fürsorge, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Teilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sie selbst...

Pavel begann die Fetzen des Briefes zusammenzulesen, legte sie aufeinander und betrachtete das Päckchen, ungewiß, was er damit anfangen sollte. Endlich trug er's zum Friedhof und begrub es dort zu den Füßen der Mauer, unter den überhängenden Zweigen einer Traueresche.

In seine Hütte zurückgekehrt, legte er sich hin und schlief ein und träumte von dem schönen Hemde, das Binska für ihn genäht, und das eine große Frau mit verhülltem Antlitz, in dunkle Sträflingsgewänder gekleidet, ihm streitig zu machen suchte. Das Bild dieser Frau verfolgte ihn fortan; und wenn er in mond hellen Nächten nur eine Weile unverwandt nach dem Friedhofe blickte, ballte es sich zusammen aus Nebel und Dunst und glitt an der schimmernden Mauer vorbei. Pavel starrte die Erscheinung mit tiefem Grauen an und dachte: Meine Mutter ist vermutlich gestorben und „meldet“ sich bei mir.

Der Binska erzählte er von diesem Erlebnis nichts, hätte auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war unfreundlich mit ihm, guckte immer nach seinen Händen, wenn er heimkam, sagte spitz: „Schön Dank für die Federn!“ — und ging ihm übrigens schmolldend aus dem Wege. Er sah wohl ein, das würde nicht anders werden, bevor er ihr den Willen getan, und so bequemte er sich zur Erfüllung ihres kindischen Wunsches, die ihm eine leichte Sache schien. Seit Miladas Abreise stand die Pforte des Schloßgartens wieder offen

von früh bis abends, und der alte Pfau stelzte unzählige Male im Tag an ihr vorbei.

Er hatte in der Tat nur Reste seines sommerlichen Federschmuckes übrigbehalten, drei Prachtexemplare an lächerlich langen, vom Nachwuchs noch unbedeckten Kielen. Eines Tages lauerte Pavel ihm auf, und als er ihn kommen sah, schlich er ihm nach in den Garten. Längs eines schmalen Weges, den Bäume und Büsche gegen das Haus deckten, schritt der Vogel gemächlich hin und pickte aus purer Jagdlust hier und da ein Insekt vom Boden auf. Plötzlich mußte er, so leise Pavel auch auftrat, dessen Schritt vernommen haben, denn er blieb stehen, reckte mit einer raschen Wellenbewegung den Hals und wandte den Kopf seinem Verfolger zu, wie fragend: Was willst du von mir? — Würst gleich sehen, dachte der Bursche, und als Meister Pfau ein schnelleres Tempo einschlug, machte Pavel ein paar Sätze, glitt aus und fiel nieder, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern streckte die Hand aus und entriß mit festem, glücklichem Griff dem Vogel auf einmal seine letzte Zier. Der stieß ein rauhes Alarmgeschrei hervor, machte kehrt, schnellte halb fliegend, halb springend empor, und ehe der noch am Boden liegende sich besann, saß ihm das zornige Tier im Nacken und hackte mit dem harten, scharfen Schnabel auf seinen Kopf, seine Schläfen los. Es tat weh, kam dem Pavel jedoch sehr komisch vor, daß ein Vogel sich in einen Kampf mit ihm einließ. Er lachte — wohl etwas krampfhaft — und machte eine heftige Anstrengung, das Tier abzuschütteln. Aber es krallte sich mit unheimlicher Stärke fester, spreizte die Flügel, hielt sich im Gleichgewicht, und immerfort kreischend, streckte es den kleinen Kopf weit vor, die Augen seines Feindes suchend und bedräuend...

Da wurde diesem angst... Mit beiden Händen griff er nach dem langen blauen Hals, dessen Gefieder sich unter seinen Fingern sträubte, und drehte ihn zusammen, wie zu einem Knoten. Das Tier gab noch einen schrillen, verzweiflungsvollen Laut und glitt über Pavels Schulter zur Erde, wo es auf dem Rücken mit zusammengezogenen zuckenden Füßen liegenblieb, ob tot, hatte der Sieger nicht mehr Zeit, sich zu überzeugen. Er sah aus dem Schlosse Leute herbeikommen, raffte die Federn vom Grase auf und war wie der Blitz aus dem Garten. Draußen auf der Straße mäßigte er seine Eile, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Das Herz pochte ihm heftig, und er dachte an



den Lärm, den es im Schlosse bei der Auffindung der zappelnden Pfauenbestie absetzen würde. An der Spitze der Schar, die auf deren Geschrei nach dem Kampfplatz geeilt war, meinte er die Frau Baronin erkannt zu haben.

Eine Weile ging Pabel unbehelligt seines Beges und hoffte schon, dem Verdachte und der Gefahr entronnen zu sein, als die Rufe: „Galgenstrick, schlechter Bub!“ an sein Ohr schlugen und ihn eines andern belehrten. Hinter ihm her waren, wie er sich durch einen raschen Blick überzeugte, der schwächliche, rundrückige Gärtner und zwei alte Arbeiter. „Greif aus, elendes Krüppelvolk!“ höhnte Pabel und rannte wie rasend weiter.

Er hatte einen guten Vorsprung vor seinen Verfolgern, und mit jeder Sekunde wurde ein noch viel besserer daraus. An dem Aufsehen, das er erregte, lag ihm jetzt nichts mehr, sondern nur daran, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Glühend, mit funkelnden Augen stürmte er in die Hütte. Winkas stand allein im Flur und errötete vor Freude, als Pabel ihr die Federn hinreichte. Bei seinen hastig hervorgestoßenen Worten: „Versteck sie! versteck dich!“ erschrak sie jedoch sehr und fragte: „Was gibt's mit ihnen? Ich mag sie gleich nicht, wenn's was mit ihnen gibt.“ Er drang ihr das gestohlene Gut auf, schob sie in die Stube und trat selbst zum Eingang der Hütte zurück, wo er sich an den Türpfosten lehnte, die Arme kreuzte und trotzigen Mutes die Häscher erwartete.

Ihr Anführer war so aufgereggt, daß er nur abgebrochen seine Befehle erteilen konnte: „Packt ihn! Packt den Hund! Ins Schloß mit ihm!“ rief er seinen Begleitern zu, zweien bresthaften und friedfertigen Menschen, die einander ansahen und dann ihn und dann wieder einander. — Packen? War das ihre Sache? . . . Sie hielten sich für verdienstvolle Gärtnergehilfen, weil sie zum Rechen griffen und mit ihm auf den Wegen herumscharren, sobald sie die Schloßfrau erblickten. Den Rest des Tages lagen sie im Grase, tranken Schnaps und rauchten zuweilen, meistens jedoch schliefen sie.

Dem Pabel wäre es nur ein Spiel und zugleich ein wahres Genügen gewesen, die Guardia anzu-rennen und zu Boden zu schlagen, aber um Winkas willen und ihrer Angst vor einem Skandal verzichtete er auf diese Ergöhllichkeit und ließ sich ruhig beim Kragen nehmen, was die beiden Alten zaghaft und ohne innere Überzeugung taten. Indessen wuchs ihnen der Kamm bei der Widerstandslosigkeit, mit der Pabel sich in sein Schicksal ergab, und ein großer Stolz erwachte in ihnen,

als sie den wilden Buben, dem sie sonst von weitem auswichen, als Gefangenen durch das Dorf führten. Der Gärtner, der zeter und mordio schrie, bildete die Nachhut, und die Straßenjugend lief mit. „Was hat er getan?“ fragten die Leute. Er soll etwas erwürgt haben . . . Was? weiß vorläufig niemand, aber das weiß man: der kommt ins Zuchthaus wie die Mutter, der stirbt am Galgen wie der Vater. Fäuste erhoben sich drohend, Steine flogen und fehlten, aber Worte, schlimmer als Steine, trafen ihr Ziel. Pabel blickte lech umher, und das Bewußtsein unauslöschlichen Hasses gegen seine Nebenmenschen labte und stählte sein Herz.

Gelassen trat er in den Schloßhof und wurde sogleich ins Haus und in ein ebenerdiges Zimmer mit vergitterten Fenstern gebracht, dessen Tür man hinter ihm absperrete.

Es war eines der Gastzimmer, in dem Pabel sich befand, und seine Augen hatten, solange sie offen standen, eine Pracht wie diejenige, die ihn hier umgab, nicht erblickt. Seidenzeug, grünschillernd wie Katzenaugen, hing an Fenstern und Türen in so reichen Falten, wie der neue Sonntagsrock Winkas sie warf, und mit demselben Stoff waren große und kleine Bänke, die Lehnen hatten, überzogen. An den Wänden befanden sich Bilder, das heißt eingerahmte, dunkelbraune Flecken, aus denen aus verschiedenen Stellen ein weißes Gesicht hervorschimmerte, eine fahle Totenhand zu winken schien . . . Ein großer Schrank war da, dem Altar in der Kirche sehr ähnlich, und am Fensterpfeiler ein Spiegel, in dem Pabel sich sehen konnte in seiner ganzen lebensgroßen Zerlumptheit. Als er hineinblickte und dachte: So bin ich? gewahrte er über seinem Kopf ein seltsames Ding. Ein flacher eiserner Kübel schien's, aus dem goldene Arme herausragten und der mit einem äußerst dünnen Seilchen an der Decke befestigt war. Pabel sprang sogleich davon und betrachtete das böse Ding mißtrauisch aus der Entfernung. Es schien keinen andern Zweck und auch keine andere Absicht zu haben, als auf die Leute, die so unvorsichtig waren, in sein Bereich zu treten, niederzustürzen und sie zu erschlagen.

Nach kurzer Zeit ließen sich Schritte auf dem Gange hören, die Tür wurde geöffnet, und die Baronin trat ein. Sie ging mühsam auf den Stock gestützt, war sehr gebeugt und blinzelte fortwährend. Fast auf den Fersen folgte ihr, tief bekümmert, die spärlichen Haare so zerzaust, als hätte er eben in ihnen gewühlt — der Schulmei-



ster. Sein ungeschickt fahriges Benehmen fiel sogar dem schlechten Beobachter Pabel auf.

„Wohin belieben Eure Gnaden sich zu setzen?“ fragte der Alte, schoß dienstfertig umher und rückte die Sessel auseinander, um der Frau Baronin den Überblick und somit die Wahl zu erleichtern.

„Lassen Sie's gut sein, Schullehrer,“ sagte sie ärgerlich, nahm gerade unter dem Kronleuchter mit dem Rücken gegen die Fenster Platz, legte den Stock auf ihren Schoß und gab Pabel Befehl, näherzutreten.

Er gehorchte. Der Lehrer jedoch stellte sich hinter den Sessel der gnädigen Frau, und über ihren Kopf hinweg bedrohte er abwechselnd den Delinquenten mit Blicken des Ingrimms oder suchte ihn durch Mienen, die tiefste Behmut ausdrückten, zu erschüttern und zu rühren.

Die Baronin hielt die Hand wie einen Schirm an die Stirn und sprach, ihre rotgeränderten Augen zu Pabel erhebend: „Du bist groß geworden, ein großer Schlingel. Als ich dich zum letztenmal gesehen habe, warst du noch ein kleiner. Wie alt bist du?“

„Sechzehn Jahre,“ erwiderte er zerstreut. Das eiserne Ding an der dünnen Schnur nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Geist sah er's herunterfallen und die Frau Baronin auf ihren Richterstuhl zu einem flachen Kuchen zusammenpressen.

Diese nahm wieder das Wort: „Schau nicht in die Luft, schau mich an, wenn du mit mir redest... Sechzehn Jahre... Vor drei Jahren hast du mir meine Kirschen gestohlen, heute erwürgst du mir meinen guten Pfau, der mir, das weiß Gott, lieber war als mancher Mensch.“

Der Lehrer erhob seine flehend gefalteten Hände und gab dem Burschen ein Zeichen, diese Gebärde nachzuahmen. Pabel ließ sich aber nicht dazu herbei.

„Warum hast du das getan?“ fuhr die Baronin fort. „Antworte!“

Pabel schwieg, und der alten Frau schoß das Blut ins Gesicht. Erregten Tones wiederholte sie ihre Frage.

Der Junge schüttelte den Kopf, aus seinem dichten Haargestrüpp hervor glitt sein Blick über die Zürnende, und ein leises Lächeln kräuselte seine Lippen.

Da wurde die Greisin vom Zorn übermannt.

„Frecher Bub!“ rief sie, griff nach ihrem Stock und gab ihm damit einen Streich auf jede Schulter.

Nun ja, dachte Pabel, wieder Prügel, immer Prügel... und er richtete einen stillen Stoßseufzer an das eiserne Ding: Wenn du doch herunterfallen, wenn du ihr doch auf den Kopf fallen möchtest!

Habrecht machte hinter dem Rücken der Baronin ein Kompliment, in dem sich Anerkennung aussprach: „Euer Gnaden haben dem Holub Pabel eine spürbare Zurechtweisung gegeben,“ bemerkte er. „Das war gut; eine sehr gute Vorbereitung zum Verhör, das ich jetzt mit Euer Gnaden Erlaubnis vornehmen will.“

Der alten Frau war nach ihrer Gewalttat nicht wohl zumute. Sie hatte ihren Zorn auf einmal ausgegeben und lag nun im Bann eines leidigen Gefühls, einer grämlichen, sentimentalen Enttäuschung. „Was ist da zu verhören?“ sprach sie; „der schlimme Bub hat mir meinen Pfau erwürgt und will nicht sagen, warum, weil er sonst sagen müßte: aus Bosheit.“

„So ist es! o gewiß!“ bestätigte der Lehrer. „Dem armen Pfau fehlten, als man ihn tot auffand, seine letzten Schwanzfedern, die hat der schlechte Bub ihm gewiß ausgerupft — aus Bosheit.“

„Das ist nun wieder albern, Schulmeister!“ fiel die Baronin ärgerlich ein. „Wenn der Junge — wie schon viele andre dumme Jungen vor ihm — meinem armen Pfau nur Federn ausgerupft hätte, wäre das noch kein Zeichen von Bosheit. Dummheit wäre es gewesen und Dieberei.“

„O wie wahr!“ entgegnete Habrecht, „Dummheit und Dieberei. So ist es und nicht anders, Euer Gnaden.“

„Ist es so? Wer weiß es?“

„Ganz recht, wer... außer — Euer Gnaden, die sogleich Licht in die Sache gebracht haben. Federn ausgerupfen? Ei, ei, ei! Um Federn war's dem Buben zu tun; dadurch hat er den Pfau gereizt und einen Kampf hervorgerufen, in dem das gute Tier gefallen ist.“

Wie der Kabe Odins an das Ohr des Gottes, neigte sich Habrecht an das Ohr der Baronin und flüsterte: „Nicht ohne an dem Feinde Spuren seiner Tapferkeit zu hinterlassen. Geruhen sich zu überzeugen, die Stirn des Buben ist zerhackt und voll Blut.“

„So? Ja — mir scheint so...“

„Sprich, Holub Pabel!“ rief der Lehrer, sich wieder aufrichtend, „entschuldige dich. Um die Federn war's dir dummem Jungen zu tun, eine böse Absicht hast du nicht gehabt.“

„Sprich!“ befahl auch die Baronin. „Hat dich





Schusterwerkstatt. Gemälde von Bernhard Blücher.

jemand zum Raub der Federn angestiftet? Denn im Grund," setzte sie nach kurzer Überlegung hinzu, „was solltest du mit ihnen?“

„Freilich, was? ein solcher Bettler mit Pfauenfedern . . .“

Jedesmal, wenn das Wort „Federn“ ausgesprochen wurde, überrieselte es den Burschen; als ihm aber der Lehrer nun mit der bestimmten Frage zu Leibe ging: „Wer hat dich angestiftet? War's nicht die saubere Vinska?“ da überkam ihn eine Todesangst vor den schlimmen Folgen,

die dieser Verdacht für die Tochter des Hirten haben könnte, und fest entschlossen, ihn abzuwenden, sprach er mit dumpfer Stimme: „Es hat mich niemand angestiftet; ich hab's aus Bosheit getan.“

Die Baronin stieß ihren Stock heftig gegen den Boden und erhob sich: „Da haben Sie's," sprach sie zum Schullehrer, „da hören Sie ihn . . . den geben Sie auf, der ist verloren.“

„Erbarmen sich Euer Gnaden!“ flehte der Alte. „Glauben ihm nicht. Der unsinnige Tropf lügt



sich zum Schelm, der Tropf weiß nicht, was er tut, Euer Gnaden."

Sie winkte ihm zu schweigen und trat dicht an Pabel heran. Ihre müden Augen maßen den Wildling mit traurigem Ausdruck. „Und das ist der Bruder meines lieben Kindes," sagte sie tief aufseufzend. „So oft das Kind an mich schreibt und so oft ich es sehe, fragt es: ‚Wie geht's meinem Pabel? Wann wird mein Pabel zu mir kommen? ...' Es weiß, daß ich mit ihm nichts zu tun haben will, ich habe es erklärt und bleibe dabei, aber es fragt doch, das Kind ..."

Pabel war zusammengefahren, er riß die Augen weit auf, seine Nasenflügel bebten: „Welches Kind? — Die Milada?"

„Wann wird mein Pabel zu mir kommen?" wiederholte die Baronin erregt und gerührt und mit den Tränen kämpfend. „Aber kann ich dich zu ihr schicken, Dieb, schlechter Bub, Schlechtester im Dorfe! ... kann ich denn?"

„Schicken Sie mich," sagte Pabel leise.

Der Lehrer zog die Schultern in die Höhe, schob die Kinnlade vor und machte ihm die eindringlichsten Zeichen: „Haben Euer Gnaden die Gnade, ich bitte untertänigst, Euer Gnaden! So spricht man."

Pabel aber zermartete seine verschränkten Finger, seine Brust hob sich keuchend, mit einem trockenen Schluchzen sprach er noch einmal: „Schicken Sie mich."

Die Baronin wandte sich dem Lehrer zu. „Es scheint ihm Eindruck zu machen."

„Es macht ihm einen außerordentlichen Eindruck. Euer Gnaden haben das Rechte getroffen mit diesem weisen Beschluß ..."

„Beschluß? Von einem Beschluß ist noch gar nicht die Rede."

Den Einwand überhörend, fuhr der Lehrer fort: „Das unschuldige Kind wird besser als irgendwer auf sein Gemüt zu wirken verstehen, das Kind ..."

„Das Kind," fiel die Baronin ein, „ist der Stolz und der Liebling des Klosters."

„Sehen Euer Gnaden! ... Und was könnte für den verwahrlosten Jungen heilsamer und aneifernder sein als der Anblick seiner wohlgeratenen Schwester, als ihr Beispiel, ihre Ermahnungen?"

„Vielleicht," entgegnete die alte Dame nachdenklich. „Und so wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen ... Ein letztes Mittel. Schlägt das fehl, dann — mein Wort darauf: bei seiner

nächsten Übeltat kommt er nicht mehr vor mein — sondern vor das Bezirksgericht."

„Hörst du's?" rief der Lehrer, und Pabel murmelte ein ungerechtfertigtes „Ja". In Wirklichkeit wußte er nicht, ob überhaupt etwas gesprochen worden war, seitdem man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er seine Milada wiedersehen solle. Das unerreichbare Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht stand plötzlich nahe vor ihm; sein heißester, in tausend Schmerzen aufgegebener Wunsch war ihm auf das unerwartetste erfüllt. Das Herz hüpfte ihm im Leibe, ein Jauchzer, den er nicht unterdrücken konnte, drang aus seiner Kehle, er wendete sich auf den Fersen: „Und jetzt geh ich zur Milada!" sagte er.

„Halt!" rief die Baronin, „bist nährisch? So ohne weiteres geht man nicht zur Milada. Jetzt trollst du dich nach Hause, und am Samstag kommst du ins Schloß und holst einen Brief an die Frau Oberin ab. Den wirst du ins Kloster tragen und bei der Gelegenheit vielleicht deine Schwester zu sehen bekommen."

„Gewiß! Ich werde sie gewiß zu sehen bekommen — wenn ich nur einmal dort bin!" sprach Pabel und schürzte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Ärmel auf.

„Nicht gar zu viel Zuberficht!" versetzte die Baronin. Sie war müde geworden und schickte sich an, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Da sprang Pabel auf sie zu, schob sie hastig zur Seite und den Lehnstessel aus dem Bereich des Kronleuchters hinaus: „So", rief er, „jetzt setzen Sie sich."

Die Greisin war nahe daran gewesen, umzufinken, als sie statt des Stützpunktes, den sie suchte, einen Stoß erhielt. Mit einem Schrei der Angst klammerte sie sich an den in tiefster Ehrfurcht dargereichten Arm des Lehrers, der die gnädige Frau zu ihrem Sitz geleitete und dann bebend vor Unwillen die Faust gegen Pabel erhob:

„Was tust? Was fällt dir ein — Spitzbube?"

Pabel deutete ruhig nach der Schnur des Lüsters:

„Wenn das Strickerl reißt, ist sie ja tot," sprach er.

„Esel! Esel! — fort! hinaus!" rief Habrecht, und der Junge gehorchte, ohne mit Abschiednehmen Zeit zu verlieren.

Die Baronin beruhigte sich allmählich und sagte:

„Er ist blöhdumm, aber er hat wenigstens eine gute Absicht gehabt."



„Das weiß Gott,“ rief der Lehrer, „— wenn Euer Gnaden nur nicht so erschrocken wären!“

„Ach was! Daran liegt nichts.“ Sie zog das Taschentuch und drückte es an ihre Stirn. „Viel schlimmer ist, viel schlimmer, daß ich wieder einmal inkonsequent gewesen bin . . . Wie oft habe ich mir vorgenommen: es bleibt dabei, meine Milada darf ihren Bruder nicht mehr sehen — und jetzt schicke ich ihn selbst zu ihr! . . . Keine Willenskraft mehr, keine Energie, der geringste Anlaß, und — mein fester Vorfaß ist wie weggeblasen.“

„Kommt vom Alter, Euer Gnaden,“ fiel Habrecht in liebenswürdig entschuldigendem Tone ein — „da können Euer Gnaden nichts dafür . . . Der Mensch ändert sich. Bedenken nur, Euer Gnaden: auch die Zähne, mit denen man in der Jugend die härtesten Nüsse knackt, beißt man sich im Alter an einer Brotrinde aus.“

„Ein unappetitlicher Vergleich,“ erwiderte die Baronin; „verschonen Sie mich, Schullehrer, mit so unappetitlichen Vergleichen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Abendsonne.

Der ganze Tag so mittelmäßig grau,  
Raum da und dort ein Himmelsflecklein Blau.

Da, abends scheint die Sonne doch einmal  
Befeligend und blendend übers Tal!

Dann weicht das Licht, hat noch den Berg beleuchtet;  
Es kommt ein Wind, der Baum und Wiese feuchtet.

Ein Vogel pfeift verzückt, als ob er danke,  
Zum Lichte reckt sich rosig glühnd die Ranke.

Dies alles dauert kurz, es muß vergehn,  
Wir wollen es mit ganzer Inbrunst sehn.

Georges Gisi.

### Eglisau.

In der landschaftlich schönen Gegend des Zürcherheins schmiegt sich das malerische Städtchen an eine sonnige steile Halde des rechten Rheinuferes. Als ursprüngliches Herrschaftsgebiet und spätere Landvogtei hat Eglisau eine reiche geschichtliche Vergangenheit. Der Zauber alter Städtchen ist auch in Eglisau zum größten Teil der neuen Zeit zum Opfer gefallen. Wie noch viel schöner wäre es hier, wenn die prächtige Burg noch stünde.

Der Ort wird schon 892 urkundlich genannt. Burg und Städtchen waren ein alter Besitz der Freiherren von Tengen, die dortige Rheinbrücke ein wichtiger Flußübergang und die Verbindung zwischen den rechts- und linksrheinischen Besitzungen der reichbegüterten Freiherren. Im Jahre 1462 verkaufte Marquard von Baldeg, der Schwiegervater des Grafen Hans von Tengen und Mellenburg die Herrschaft Eglisau an Zürich, welches den neuen Besitz indessen sofort seinem Bürger Bernhard Gradner von Graz unter Vorbehalt des Rückaufrechtes überließ. Dieses Recht wurde dann im Jahre 1496 gegenüber Johann Gradner, dem Neffen des 1489 verstorbenen Bernhard Gradner, geltend gemacht, und Eglisau verblieb bis zum Jahre 1798 zürcherische Landvogtei. Letzter Landvogt war der vorher auf Burg Greifensee residierende Salomon

Landolt, Hauptmann der schweizerischen Scharfschützentruppen, bekannt durch die Lebensbeschreibung von David Heß und die ergötzliche Novelle von Gottfried Keller.

Die Burg Eglisau war sehr stark gebaut und gut befestigt. Der Turm, 9,30 mal 9,30 Meter im Geviert messend, mit Mauern von ungefähr 3,30 Meter Dicke, welche aus großen Tuffsteinquadern errichtet waren und dessen rundbogiger Eingang sich hoch oben an der Ostseite befand, war einer der schönsten und stärksten Burgtürme in der Schweiz. Die beiden obersten Stockwerke sind in späterer Zeit (wahrscheinlich im 15. Jahrhundert) mit Schießscharten versehen worden. Nördlich am Turm (gegen den Rhein) war das Ritterhaus angebaut, es war ebenso fest und aus dem gleichen Stein erstellt wie dieser. Ein östlich an das Ritterhaus anstoßendes Wohngebäude verband dasselbe mit dem Torhaus, wodurch ein innerer Burghof gebildet wurde. Ludwig Meyer von Knonau, der die Jahre 1771 bis 1777 in Eglisau verbrachte, schreibt in seinen Lebenserinnerungen (herausgegeben von seinem Enkel Gerold Meyer) über die Burg: „Das Schloß bestand aus verschiedenen, miteinander verbundenen Gebäuden und einem uralten, schwarzen, aber feierlich aussehenden Turme. Noch könnte ich den Riß, der durch eine schöne Wendel- und drei an-